

Warum weggehen....

Ein Gespräch von Bettina-Cornelia Schmidt mit dem Dirigenten und Musikwissenschaftler Peter Gülke

Peter Gülke, Jahrgang 1934, ist im Doppelberuf Dirigent und Musikwissenschaftler, Schüler u.a. von Igor Markevitch und von Heinrich Bessler. Zu DDR-Zeiten hatte er sich vor allem als Mittelalterforscher (Musikgeschichte in Bildern: Das Schriftbild der mehrstimmigen Musik; Mönche Bürger Minnesänger), als Schubert-Kenner (Instrumentation der Sinfonischen Fragmente) und Beethoven-Spezialist (u.a. Neuauflage der V. Sinfonie) einen Namen gemacht. Später folgten Bücher über Schubert, Brahms und Bruckner. Ab 1976 war er Kapellmeister an der Dresdner Staatsoper und leitete zugleich das Orchester der Musikhochschule. Nicht zuletzt dirigierte er verschiedene Uraufführungen von DDR-Komponisten u.a. von Gerhard Rosenfeld, Siegfried Thiele und Udo Zimmermann. 1981 wurde er Generalmusikdirektor der Weimarer Staatskapelle, im März 1983 verließ Peter Gülke die DDR. Zur Zeit ist er GMD in Wuppertal.

B.-C.Sch. *Als im Herbst 1989 in der DDR die Wende begann, waren Sie schon rund acht Jahre außer Landes. Vorrangig wirkten Sie in Hamburg, Wien und Wuppertal. Mit welchen Emotionen und Gedanken haben Sie die Vorgänge in ihrem Heimatland verfolgt?*

P.G. Ich war furchtbar aufgeregt. Am Tag der Mauer-Öffnung habe ich in Den Haag ein Konzert des Residenzorchesters dirigiert – es ging fast mehr über meine Kräfte als die ersten Konzerte nach dem Verlassen der DDR. Neben der Aufregung war eine große Traurigkeit darüber, nichts mehr beigetragen zu haben, in den Wochen davor nicht mitmarschiert, mitgearbeitet oder mitgelitten zu haben. Wir alle haben diese Entwicklung vorher nicht für möglich gehalten, und noch heute befinden wir uns in einer Situation, in der sich von Monat zu Monat die Gesichtspunkte, unter denen wir diese Ereignisse betrachten müssen, verschieben. Natürlich war auch ich angesteckt von den Hoffnungen, die sich da aufgetan haben, an denen ich auch festhalte und an deren Einlösung wir nun zu arbeiten haben. Der Sturz jenes Regimes ist es wert, daß jetzt alle in Deutschland Hand anlegen.

B.-C.Sch. *Angesichts Ihrer doch nicht ganz erfolglosen Entwicklung in der DDR – an welchen Ereignissen summierten sich Unzufriedenheiten derart, daß Sie sich entschlossen, die DDR illegal*

– so der offiziöse Sprachgebrauch - zu verlassen?

P.G. Das hat eine lange Vorgeschichte; es gab aber einen Auslöser – die Tournee, die ich im Herbst 1982 mit der Weimarer Staatskapelle durch die Bundesrepublik gemacht habe. Schon im Vorfeld gab es schlimme Auseinandersetzungen, erst danach, weil vier Musiker »weggeblieben« waren, was mir in die Schuhe geschoben wurde. Damals habe ich übrigens auch die fatale »Professionalität« von Stasi-Verhören kennengelernt. Eigentlich habe ich nie weggehen wollen; in mancher Hinsicht wäre es mutiger gewesen dazubleiben, weiterhin Sand im Getriebe zu sein. Am Ende aber stand ich unter massiven Drohungen, die auch meine Familie betroffen hätten; ich war unter anderem nicht mehr jung genug, um mir zum zweiten Mal eine mehrjährige Ausreisesperre einzuhandeln.

Einige Aufsätze von mir konnten in der DDR nicht veröffentlicht werden und ich habe sehr unter dem Mangel an Zivilcourage und den damit verbundenen Verlogenheiten gelitten – beides war in der musikwissenschaftlichen Kaste der DDR weit verbreitet, auch unter Leuten, die mir nahestanden. Dabei besaß ich das Privileg des in irgendwelchen Theatern Dirigierenden, war nicht eingebunden in den Komponistenverband oder in andere Institutionen der Musikwissenschaft.

B.-C. Sch. *In welcher Hinsicht wäre in der Musikwissenschaft eine stärkere Zivilcourage gefragt gewesen? Inwieweit hat sie sich angepaßt, hat sie sich opportunistisch verhalten?*

P.G. Das ist schwer festzumachen; wir haben jetzt eine neue Situation, und wenn ein Umbruch passiert, dann ist man bestimmter Maßstäbe meist auf trügerische Weise sicherer als vor dem Sturz des Regimes. Ich weigere mich – das hängt auch mit den Erfahrungen der letzten neun Jahre zusammen –, die Sicherheit des Aburteilens gerade jener zu bestärken, die bestimmte Risiken, wie wir sie in der DDR erlebten, nie kennengelernt haben. Denken Sie etwa an die Debatten der Schriftsteller. Leute, die in unerheblichen Fragen oder bei offiziellen Anlässen kleine Anpassungen leisteten, konnten der Sache der Opponierenden besser dienen als jene, die bei jeder Gelegenheit die ganze Wahrheit sagten und sich von vornherein alle Chancen einer Wirksamkeit verpatzten. Für die listigen Taktiker muß man auch Verständnis haben, gerade wenn man sich selbst zu ihnen nicht zählen konnte. Dennoch: das »Problem DDR« war wesentlich ein Problem mangelnder kollektiver Zivilcourage, der fatalistisch hingenommenen Selbstentfremdung, einer Heuchelei, die bis in den Satzbau, bis in die Terminologie, derer man sich bediente, gegangen ist.

B.-C.Sch. *Beim Lesen Ihrer Aufsätze und Bücher ist mir allerdings aufgefallen, daß Sie sich einer solchen Terminologie nicht bedient haben. Dennoch konnten Sie veröffentlichen, über Sie wurde Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre relativ häufig in den Medien berichtet, als Sie beispielsweise Chefdirigent in Weimar wurden. Auch konnten Sie zu Tagungen nach Wien oder Detroit fahren. Also auch ohne Anpassung hatten Sie offenbar doch viele berufliche Möglichkeiten.*

P.G. Zunächst: Sie kennen nicht das, was ich nicht veröffentlichen konnte – es ist nicht wenig. Zuweilen war auch ich listig, habe es zum Beispiel, um Passagen durchzubringen, an denen mir lag und von denen ich wußte, daß sie beanstandet werden würden, nicht viel anders gemacht als Brecht in seinen Schulaufsätzen, d.h. drei oder vier töricht offensive Formulierungen reingeschrieben, die ganz gewiß Anstoß erregen würden. Diese zogen dann die Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß die wichtigen anderen Passagen übersehen wurden. Auch darf man nicht übersehen, daß es Leute gab, die mich ungeheuer beeindruckt und geprägt haben, allen voran Ernst Bloch. Schon an meiner Diktion hat man gemerkt, daß ich zu »denen« nicht gehörte und das bekam ich zu spüren.

Auf dem Beethoven-Kongreß 1970 habe ich eine unanständige Attacke von Harry Goldschmidt über mich ergehen lassen müssen; damit war ich endgültig abgestempelt. Vorher schon, bei einer ersten Chefstelle am Stendaler Theater, hatte ich politische Auseinandersetzungen, und dann auf einem großen Kongreß nur mehrmals süffisant in Zusammenhang mit Adorno gebracht zu werden, reichte aus. Das wußte Goldschmidt und das wußten auch andere. Folgen sind dann auch prompt eingetreten.

B.-C.Sch. *Welche Folgen waren das?*

P.G. U.a. ein Reiseverbot, über dessen Gründe ich keine Auskunft bekam. Alle Einladungen aus dem Westen, denen ich nachkommen wollte, wurden abgesagt, teilweise nicht einmal an mich weitergegeben. Ich habe z.B. eine Neuausgabe der V. Sinfonie von Beethoven gemacht, die zwei Jahre auf Eis liegen mußte, weil mir nicht erlaubt wurde, das in Westberlin liegende Autograph zu untersuchen.

B.-C.Sch. *Als ein z.B. mit Nietzsche, Schopenhauer, Jung oder Adorno ernsthaft Beschäftigter genannt zu werden, kam noch Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre in der DDR einem Bannfluch gleich. Konnten Sie sich darüber mit Berufskollegen in der DDR austauschen, gab es so etwas wie Solidarität?*

P.G. Ja, durchaus. Über solche, mich sehr bewegende Fragen habe ich mit etlichen Leuten sehr offen und für mich in bestärkender Weise reden können. Beispielsweise mit Georg Knepler, Rudolf Eller, Kurt Sanderling und Günter Herbig; mit Kurt Masur, der bei der »Fünften« aktiv gewesen ist, wußte, daß ich auf einer fast fertigen Arbeit saß, die ich nicht »rauslassen« konnte, weil bestimmte Prüfungen nur anhand des Autographs möglich waren. Und am besten reden konnte ich mit dem einzigen ganz und gar Furchtlosen, Uneingeschücherteten – mit Eberhardt Klemm.

B.-C.Sch. *Sie sprachen davon, daß Sie die Staatssicherheit kennengelernt haben. Wie sah diese Bekanntschaft aus?*

P.G. Ich habe die Methode der Verhöre und kollektiven Nötigungen mehrmals kennengelernt, zum ersten Mal während meines Studiums. Die schlimmste Zeit war die nach Stalins Tod. Ich habe im April 1953 als Student in der Weimarer Musikhochschule eine Versammlung erlebt, von der ich mitunter heute noch träume,

an deren Ende ich (sie dauerte von Nachmittags um vier bis nachts um drei) entnervt, wie alle anderen, für die Exmatrikulation von Kommilitonen gestimmt habe, mit denen ich in der Studentengemeinde, besonders in deren Orchester, viel zusammen war. Dafür schäme ich mich heute noch. Und seither weiß ich, was Angst vermag – das war ein Schlüsselerlebnis: Mit Leuten, die so etwas veranstalten konnten, wollte, konnte ich nichts mehr zu tun haben.

Was Verhöre angeht, so lagen die methodisch interessanteren vor dem Antritt der Reise mit der Weimarer Staatskapelle. Ich focht für einige Musiker, die gesperrt worden waren, habe einfach gesagt: »Ich steige in den Bus nicht ein, wenn die nicht drin sind.« – und ich habe mich durchgesetzt. Vor der Reise gab es mehrere Verhöre, die ich nicht vergessen werde. Da waren sechs, sieben Leute versammelt, darunter der ehemalige Generalintendant des Weimarer Nationaltheaters, die mich fertig machen wollten – unter anderem dadurch, daß sie eine Viertelstunde aggressiv und laut auf mich einredeten, so daß ich nicht wußte, wem ich antworten sollte, dann wieder auf Kommando freundlich, verbindlich und leise. Dies Wechselbad wurde stundenlang betrieben. Daß ich es bald durchschaut hatte, half mir nicht allzu viel – mehr schon, daß ich nicht darauf angewiesen war, die Reise zu machen. Genaugenommen waren es nicht Verhöre, sondern nur »Gespräche«. Verhöre kamen später, als man mich dafür verantwortlich machen wollte, daß vier Musiker weggeblieben waren. Dabei hatten wir eine Begleitmannschaft von fünf »Bewachern« mit, die – wenn überhaupt – dafür verantwortlich waren, ihre Schäfchen zusammenzuhalten. Diese Stasi-Verhöre waren nun wirklich böse, obwohl sie im Ton eher freundlich verliefen. Mir wurde mit zynischer Genauigkeit serviert, was man über mich und das, was ich auf der Reise getan hatte, wußte: durchweg Lappalien. Ich bin rund um die Uhr bespitzelt worden. Einmal habe ich sechs Stunden bei den Herren gesessen und dann abends die Siebente von Bruckner dirigiert.

B.-C.Sch. *Waren diese Stasi-Verhöre der Punkt, an dem Sie sich gesagt haben, das geht so nicht mehr weiter? Oder war Ihr Weggang dann doch mehr oder weniger eine spontane Entscheidung?*

P.G. Die Tournee fand im November statt, und danach gab es etliche sehr unangenehme »Gespräche«. Die beiden Verhöre bei der Staatssicherheit folgten im Januar. Aber selbst dann war ich noch nicht endgültig entschlossen. Ich habe einen ausführlichen Brief an die Leiterin der Musikabteilung des ZK der SED, Frau Ragwitz, geschrieben und um ein Gespräch gebeten, weil ich mir immer wieder sagte: »du mußt etwas retten, du kannst hier nicht einfach alles hinwerfen.« Drei oder vier Wochen später dirigierte ich das Abschlußkonzert der Musik-Biennale in Berlin, wonach der übliche Empfang stattfand. Da saßen sie alle: Frau Ragwitz und der Kulturminister, die Spitzen des Komponistenverbandes etc. Ich traf später ein, es war eine gespenstische Szene: ich räumte die letzten Hühnerbeine vom kalten Buffet, man begrüßte mich mit dem üblichen formellen Beifall. Ich dachte, nun werde Frau Ragwitz jemanden schicken oder sagen, »nun woll'n wir doch mal reden« oder »Kommen Sie morgen früh mal ins ZK...« – aber es passierte nichts, auch nach zehn Minuten nicht. Dann habe ich mich zu ein paar Freunden gesetzt, für mich war die Entscheidung gefallen. Hinzu kam, daß ich durch meine Auseinandersetzung in eine Situation gekommen war, in der ich gerade die vertrautesten Mitarbeiter in Weimar nicht gefährden, ihnen nichts mehr davon sagen durfte; ich wußte: diesen Weg muß

du allein gehen. Das kann man nicht lange. Ich bin jetzt ziemlich sicher, daß man mich lossein wollte.

B.-C.Sch. *Im März 1983 sind Sie dann in Hamburg geblieben, wo Sie auch schon vorher Gastdirigate gegeben haben. War die Verbindung zu Hamburg derart, daß Sie dort nach ihrem Weggehen anfangen konnten?*

P.G. Nein, ich bin nahezu ins Blaue gefahren. Ich hatte in der Hamburger Staatsoper die *Wundersame Schustersfrau* von Udo Zimmermann uraufgeführt, einige Aufführungen standen noch aus. Dazu kam das Angebot, eine Serie von *Fidelio*-Vorstellungen zu dirigieren. An der Oper fand gerade ein »Wachwechsel« statt, so gab es bald andere Interessen und Einladungen, also keine Sicherheiten. Ich stand wirklich mit meinem Kofferchen in Bebra auf dem Bahnhof und wußte: du hast in Hamburg noch sechs bis sieben Vorstellungen zu dirigieren und weiter hast du nichts.

B.-C.Sch. *Was sind so die ersten Dinge, die ein DDR-Bürger lernt, wenn er auf einmal nicht mehr zurück kann und es auch nicht mehr will, wenn er sich also entschlossen hat, die Bundesrepublik als seine neue Heimat zu betrachten?*

P.G. Heimat – das ist so eine Sache. Ich bin niemals ganz von Weimar abgefahren respektive von Dresden, wo ich mich musikalisch verwurzelt fühle; und ich bin auf der anderen Seite nie ganz angekommen, wollte es vielleicht auch nicht. Heimat hat man letzten Endes nur eine – und ich war immerhin fast fünfzig, als ich wegging: da ist man schon ein knorriger Baum und hat es schwer anzuwurzeln. Äußerlich hatte ich großes Glück: einen sehr lieben Freund, bei dem ich wohnen, dessen Bibliothek ich benutzen, also arbeiten konnte. Ich bin rasch von vielen Universitäten eingeladen worden, habe ganze Vortragstourneen durch die BRD gemacht.

Das Problem des Hineinfindens in ein neues Leben wird dadurch nur partiell gelöst – wobei ich immer wieder sagen muß, daß ich im Verhältnis zu anderen, die beruflich nicht auf die Beine gekommen sind, viel Glück gehabt habe. Manches lernt man schwer: die Unsicherheit, die größeren Risiken. Die DDR hatte »Sicherheiten« geboten, freilich auf niedrigem Niveau, Sicherheiten eines Kaninchenstalls, den man leider nur von außen öffnen kann. Eben deshalb habe ich auch Elementarerlebnisse von Freiheit gehabt, ganz und gar, nachdem meine Familie da war. Es geht mir heute noch manchmal so, daß ich, eine Grenze passierend, in meiner Ausweistasche herumnestele – da schlägt ein DDR-Syndrom des Kontrolliert-Werdens, möglicherweise des Kontrolliert-Werden-Wollens durch. Freiheit ist ein süßes Wort, freilich muß man die Möglichkeit und Mittel haben, Freiheit wahrnehmen zu können.

B.-C.Sch. *Meinen Sie, daß dieses Eingesperrt-Sein, dieses Überwachungs- wie Schutzsystem, also positiv wie negativ, etwas in der Mentalität eines Volkes verändert hat?*

P.G. Sicherlich. Wobei ich denen nicht das Wort reden möchte, die sich für total freie, unverbogene Menschen halten und den »Ossi« für den verbogenen. In der

freien Marktwirtschaft gibt es viel raffiniertere Beeinflussungen – die politische Propaganda im Osten war doch meist plump und doof. Selbstverständlich gibt es eine DDR-Prägung, eine keineswegs nur negative. Mit der kam ich in eine Gesellschaft mit vielen Freiräumen, freilich auch eine, in der ich nie so wichtig sein würde, wie – unter welchen Zeichen auch immer – in der DDR. Da hatte ich eine bestimmte, sehr genau definierte, Position, als Lehrer von Studenten, als Vertrauensperson, als GMD in Weimar, als Dirigent in Dresden, Potsdam, Stralsund usw. Hier ist alles offener, beliebiger: das bringt die Freiheit mit sich, auch die Toleranz. Aber es hat auch eine gefährliche Seite. Toleranz ist etwas Wunderbares, aber es gibt ja auch, was Thomas Mann »vernichtende Toleranz« nennt – bei der die Grenze zum Desinteresse überschritten wird. Auch fehlt die große Vereinfachung des DDR-Bürgers: die Fronten waren geklärt, die Menschen eingeteilt in »uns« und »jene«, bestimmte Vertrauens- und Mißtrauensverhältnisse von vornherein unstrittig. Das war nicht schön, aber schön einfach – das soll und wird nicht wiederkommen; aber Vieles, was heute beiseitegeschoben erscheint, Vieles aus der starken und noblen Kultur des Widerstandes in der ehemaligen DDR wird gewiß wiederkommen und - verwandelt fortleben.

Das Gespräch zwischen der Redakteurin von DS-Kultur Bettina-Cornelia Schmidt und Peter Gülke sendete DS-Kultur am 18.9.1991 in der Reihe »Macht und Politik«. Der im folgenden abgedruckte Text ist eine von Peter Gülke gründlich überarbeitete Fassung für die **positionen**.